

Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(13. Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Wierzu Tage später sahen Regina, Richard und Dr. Rüst an einem sonnigen warmen Spätnachmittage auf der Terrasse des Gästehotels in Luzern. Auf Regina's Wunsch hatte Dr. Rüst den Kranken, der sich wieder wohler fühlte, zu der Lieberhebung nach dem Wermaldhäuser See zu bestimmen genötigt, ohne den wahren Grund anzugeben.

Die drei waren zurzeit die einzigen Gäste einer beschleichen Pension in Weggis, die erst vor einigen Tagen aus dem Winterschlaf erwachend, ihre Porten wieder geöffnet hatte.

Dr. Rüst, auf der Heimreise begriffen, nahm freudig die günstige Gelegenheit wahr, noch kurze Zeit mit den Freunden in der Schweiz zu verweilen, bevor er sich endgültig von ihnen trennen mußte.

Da seine Vertretung in Lausanne erledigt war, so fand er vor der unabweisbaren Notwendigkeit, einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Doch von Woche zu Woche verschob er den Abschied, der ihm so unendlich schwer erschien.

Noch immer hoffte er auf eine günstige Schicksalswendung, die ihm ein dauerndes Zusammensein mit Regina ermöglichen könnte. Wie war er sich über seine Gefühle für sie so klar geworden wie in den letzten Wochen, da das Gespenst der Einsamkeit immer deutlicher vor ihm aufstieg und drohend seine Arme nach ihm ausstreckte.

Mit heimlichem Grauen dachte er daran, Regina mit Richard allein zu lassen, dessen Leiden, trotz der scheinbaren Besserung, stetig fortschritt und langsam an der Auflösung des geschwächten Körpers arbeitete.

Heiß war der Wunsch des Arztes, bei ihnen zu bleiben, die seiner nur schwer entzogen konnten. Er bot alles auf, um in der Nähe von Luzern eine besoldete Stelle zu erhalten. Denn auf Privatpraxis konnte er nicht spekulieren, dazu waren der ansehnlichen Kollegen zu viele, und die Geldfrage besahe eine rosige Lösung.

Wenn sich ihm nicht bald etwas Passendes bot, mußte er nach Berlin, der Zentrale aller Arbeitsuchenden, zurückkehren, um dort seine Verbindungen auszunutzen.

Diese Gedanken quälten ihn wieder, als er auf die Reuchschloß, die von den letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne in goldiges Licht getaucht war, hinabsah. Sie waren allein auf der Terrasse und genossen in andächtigem Schweigen das prächtige Lichterspiel.

In der Ferne dehnte sich nach den vier Himmelsrichtungen die silberflimmernde Wasserfläche des Sees, flimmernd kitzelte die blühenden Wellen der Reuchschloß durch die pfeilergefügten Bögen der prächtigen Raibrüde, unter deren Schuß sich Fluß und See vermählten. Von einem Kranze schimmernder Berge umgeben, schmiegte die Gebäude Luzerns sich an die Ufer dieses Ausgangspunktes des Sees.

Die schiedenen Sonnenstrahlen blühten und stimmerten. Köpfen umschwebelten sie die hohen, spizen Türme der Hofkirche, glitten allmählich weiter, spiegelten sich in den Kristallflächen der Grottenfenster, kletterten wieder hinauf und überhauchten die wuchtigen, alten Türme der Muffegg, der ehrwürdigen Stadthaus, mit einem Schimmer jugendlicher Wärme, huschten über die morsche, holzgedeckte Speuerbrücke, über den massiven, sechsseitigen Wasserthurm, der mitten im Flußlauf wie ein trugiger Wächter aufragt, hinweggleitend, warfen die blühenden Strahlen malerische Reflexe über die mächtige Kruppel, die den stolzen Renaissancebau des Rathhauses krönt. Nun tummelten sie sich geschäftig weiter, erleuchteten noch einmal die Umrisse des Kapitales, grüßten fein dreipfeiliges Gegenüber, den Klug, und eilten rastlos von einer Bergspitze zur anderen, über den Bürgenstock zum Stangerhorn, überhauchten wie mit Rosenzimmern die schneebedeckten Hüupter des Liffiod und Buchserhorn und verschwand endlich guttend hinter dem gewaltigen Felskegel, der, den Urnersee begrenzend, seine Mitbrüder, alle die Berge des Wermaldhäuser Sees, weit überragt.

beachtet stehen. Erst als ein harter Schritt dicht neben ihnen die lautlose Stille mißnehmend unterbrach, wandten sie sich wie auf Befehl und in der gleichen Sekunde nach dem Störenfried hin.

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, Oberst von Winter vor ihnen und begrüßte seine Nichte mit ironischem Lächeln, die Herren vorerst völlig ignorierend.

„A Abend, meine Liebe. Wo hier findet man den künftigen Falter.“

Regina, von jähem Schreck erbläht, mißte sich vergebens, unbedungen den Gruß des Obersten zu erwidern, indem sie den alten Herrn mit einer leichten Handbewegung zum Wiederzugeschreiten einlud. Ihre Stimme zitterte leicht, als sie die Herren einander vorstellte. Als Sendens Name an das Obersten Ohr schlug, kniff er die schimmernden Augen zusammen, und blinzelte den Schriftsteller durch die unheimlichen Liderrücken hochmütig an.

„Senden, ach — den Namen muß ich doch irgendwo schon gehört haben.“

Er schien nachzusinnen, während die drei in fröstelndem Schweigen verharren. Gleich darauf fuhr der Oberst in nachlässiger Tone fort: „Hm, ja, so war's, und sich an Regina wendend: „Wenn ich nicht irte, sprach Dein Bruder Rolf gelegentlich von einem Herrn Senden, mit dem Du mal zusammen so 'ne Sache geschrieben haben sollst, stimmt das?“

Er zitterte die gewöhnlichen Enden seines gefärbten Schnurbartes durch die kurzen Finger in schillernder Friedigung über die Verlegenheit der Nichte, die in zögernder Bestätigung langsam das Haupt neigte.

Senden suchte der geliebten Frau mit einer Erklärung zu Hilfe zu kommen, um des Obersten Interesse vom Persönlichen auf das Sächliche abzulenken:

„Ganz recht, Herr Oberst, Ihre Frau Nichte, die, wie Sie wissen, sich schriftstellerisch betätigt, wendete sich seinerzeit betreffs einer Novelle an mich, um die Arbeit vorübergehend zu verwerten. Ich machte den Vorschlag, einige Veränderungen an der inhaltlich wertvollen Arbeit vorzunehmen zu dürfen. Ihre Frau Nichte wollte das nur unter der Bedingung gestatten, daß ich finanziell daran partizipierte. In übergrößer Bescheidenheit nannte die Autorin darauf mich als Mitarbeiter der erfolgreichen Erzählung. So entstand die Welt von der gemeinsamen Arbeit.“

Senden hielt erschöpft inne, die kurze Ausführung hatte ihn offenbar hart angegriffen. Dazu kam die Erinnerung über das pöbliche Aufwachen des Nivalen. Er war bleich geworden und schloß erschöpft die Augen.

„So, so, das hatte Deine brüderliche Liebe etwas anders dargelegt,“ wandte sich der Oberst wieder an Regina. Sie fragte nur mechanisch: „Zwischen?“ während ihr besorgtes Blick auf dem eingefallenen Antlitz Richards haften.

Da strich ein kühler Lufthauch über die bereits im Abenddämmer-schatten liegende Terrasse. Ein Frösteln ergriß die späten Gäste. Regina erhob sich schnell. Die anderen folgten ihrem Beispiele. Man fuhr gemeinsam mit der fast spitzgezackten kleinen Jahnradbahn den in scharfem Winkel abfallenden Schacht hinunter.

Wenige Minuten später durchschritten die vier die belebten Straßen der Stadt. Der Oberst hielt sich an der Seite seiner Nichte. Er redete eifrig auf sie ein, unbedürmmt die beiden Herren, die ihnen folgten.

Regina hatte dem Obersten auf seine Frage kurz bedeutet, daß sie in ihrer beschleichen Pension zu bleiben gedente und auf seine Blitzen, doch für die Dauer seiner Anwesenheit in ein Luzerner Hotel überzusiedeln, mit der abwesenden Bemerkung geantwortet:

„Ich habe mich daran gewöhnt, mit meinem Budget hauszuhalten und gedente meinen Reisefonds in keinem Falle zu überschreiten.“

„Kindspöck, Du machst Dir das Leben wirklich unnütz schwer,“ suchte er sie zu beglücken. Aber er konnte trotz seines starken Verlangens, sie noch für sich zu gewinnen, die Frage nicht unterdrücken: „Herzog, sag mal, was hast Du Dir denn für merkwürdige Reuegenossen ausgesucht? — Scheinen ja beide arme Schluder zu sein, die nur in billigen Schweizerpensionen vegetieren können. Sorg doch, daß Du die Leute los wirst, bedarf'st jetzt ihrer Begleitung wohl kaum mehr. Ich begreife ja, für Scheuklappen gegen das Gespenst der Langeweile verwendest man auf Reisen das unglücklichste Material. Indessen...“

„Indessen, Daniel,“ unterbrach ihn Regina hart und in ihrem Ton stritten Empörung und Zorn miteinander, „indessen spricht'st Du von zwei Menschen, die in vollem Maße meine Achtung und mein Vertrauen genießen, mit denen zusammen zu sein mir eine Freude bedeutet. Ich denke, Du begriffst.“

„Doch Du noch immer eine oppositionslustige, kleine Here bist, die keinen Scherz versteht.“ Er hatte, seine aufsteigende Wut gewaltsam verbergend, die letzten Worte unter künstlichem Lachen halb laut herausgeschleudert. Denn die Wertschätzung nach Weggis war erreicht, und die nachfolgenden beiden Herren konnten ihn bereits verlassen.

Mit erzwungener Höflichkeit verabschiedete er sich und kehrte in sein Hotel zurück, innerlich fest entschlossen, die Gefährtin Regina aus dem Felde zu schlagen. Er war sich zwar nicht klar darüber, was das zu geschieden habe, hoffte aber auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Planes. Mit seiner Tochter zusammenzutreffen. Seine Tochter habe ich von diesem Brief in Kenntnis gesetzt. Ich behaupte, daß die politischen Ereignisse unserer Bekanntschaft in so vieler Weise ein Ende gemacht haben, aber ich liebe auf dem Standpunkt — über mich auch der Jhrige ist — daß das Wohl des einzelnen zurückzutreten hat vor den Interessen des Vaterlandes. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Hermann Wadenrodt.“

Der junge Franzose las den Brief kopfschüttelnd und mit grimmigem Gesicht. Dann schluderte er ihn wütend auf den Fußboden und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Er beendete seine Toilette und wollte eben die Wohnung verlassen, als es klingelte. Gleich darauf trat ihm die Wirtin ein Telegramm. Er rief es hastig auf und las:

„Erwarte Dich fünf Uhr in geschlossenem Auto an den Dominikarern.“

Während er die Depesche las, erheiterte sich sein Gesicht immer mehr. Schließliche lachte er sich sorgfältig zusammen, schob sie in die Tasche und ging mit leichten Schritten die Treppe hinunter, begnügt die Warteliste pfeifend.

Der junge Franzose sah noch in seinem Stammsaale, als es vom Dom fünf Uhr schlug. Er hörte die Uhr schlagen und lächelte. Als erfahrener Frauenkenner wußte er nur zu genau, daß jede Minute, die er sie wartete ließ, ihre Sehnsucht nach ihm steigern würde. Endlich, nach einer Viertelstunde, erhob er sich, zögerte und verließ das Café mit langsamen Schritten.

An einer Ecke der Straße stand ein Automobil, das ungeduldig ratterte. Eine schlank Hand grüßte nervös an den Vorhängen, einen Augenblick sah Laroché einen blonden Kopf — dann öffnete er den Schalter und stieg ein. Sofort zog das Auto an.

Der Wagen nahm bald eine größere Geschwindigkeit an und fuhr nach einem Vorort hinaus. Eine Weile sahen die beiden stumm nebeneinander. Dann begann der junge Franzose: „Ich habe von deinem Vater einen Brief erhalten. Weißt Du, was drinsteht?“ Sie nickte mit Tränen in den Augen.

„Ja,“ sagte sie. „Und wie denkst Du?“

Das schöne Mädchen schluckte einpaarmal, sah ihn von der Seite an und sagte vorwurfsvoll: „Wie kannst Du nur fragen, Emilie!“

Er sah ihre Hand. „So soll es zwischen uns nicht aus sein?“ flüsterle er mit heiserer Stimme.

Sie schüttelte verneinend den Kopf. Nach einer Weile begann sie, noch immer Tränen in den Augen: „Mein Vater hat mich aufgefordert, heute mit ihm in die Oper zu fahren. Man gibt Tristan und Isolde.“ Unter dem Vorwand, noch eine Freundin besuchen zu müssen, bin ich vor ihm gefahren. Um sieben Uhr muß ich ihn vor dem Theater treffen. Bis dahin können wir zusammenbleiben. Liebstes, es sind ganze zwei Stunden!“

Er lachte glücklich. „Es ist lieb von Dir, daß Du an mich gedachst.“

„Wollen wir in eine Konditorei gehen?“ fragte er. „Ich sehe dort drüben etwas Detarigtes.“

„Nein, Liebstes,“ wehrte sie ängstlich ab, „es ist zu gefährlich. Bedenke, wenn man uns zusammen sähe! Zumal jetzt, nach meines Vaters Entschluß! Nein, — es geht nicht!“

„Aber! — hier in diesem Vorort?“

„Also, mein Liebes. Du weißt, ich kann...“ Schon öffnete er die Tür und ließ den Chauffeur halten. Sie gingen Hand in Hand in die kleine, feine Konditorei. Er bestellte Süßigkeiten und bald waren sie in eifrigem Geplauder. „Wie schabst,“ begann er nach einer Weile, „daß dein Vater so grausam ist!“

Sie seufzte. „Hoffentlich ist der Krieg bald ein Ende. Dann wird er anderen Sinnes werden...“ In einem Jahre, Emilie, bist Du dann vielleicht schon wieder unser täglicher Gast!“

Er lächelte. „Hoffen wir das Beste!“ Und dann plaudern sie von der Zukunft. Was er nun zu tun gedente, fragte sie ihn. Nun, er sei mitten in seinen Laboratoriumstudien, die ihn noch eine ziemliche Zeit in Ort festhalten würden. In — was dann werden würde — darüber wollten sie sich heute nicht den Kopf zerbrechen. Man müsse Vertrauen in die Zukunft haben. Eine lange, glückliche Zeit lag vor ihnen: Sie konnten sich treffen, sie konnten beieinander sein, in einer Konditorei, auf der Esplanade. Und was die Hauptsache war — sie hatten sich lieb. Und sie würden sich treu bleiben... Die Weib würde diese Hindernisse überwinden. Und eines Tages... Und sonstige Bilder von einem jungen Ehepaar tauchten vor ihnen auf. Am Ende wurden sie glücklich. Und Krieg und Trennung... und Elternorgeln lagen hinter ihnen wie Dinge aus einer anderen Welt.

Mitten in diesen Träumereien schredte sie auf und blähte auf die Uhr. „Ich muß fort,“ sagte sie hastig. „Wenn ich nicht zur rechten Zeit an Ort und Stelle bin, ist es nicht ausgeschlossen, daß mein Vater mich bei der Freundin sucht. Also, adieu, Liebstes...“ Schab, was tust Du!“ wehrte sie erötend ab. Aber schon hatte sie ihren Kuß.

Dann sahen sie sich noch einmal in die Augen, sie stieg in das Automobil und fuhr ab. Langsam ging er zu Fuß, in der Richtung nach der Stadt zu.

Margarete Wadenrodt sah an der Seite ihres Vaters in der Loge und lauschte mit glühenden Wangen den schneidenden Klängen des Liebessanges von Tristan und Isolde, dessen brünstige Melodien heraufschlug und beschworen an ihre Ohr drangen. Wie diese Musik sie ergriß! Die lebenden Lebensklänge dort unten auf der Bühne zitterten allmählich zu ihr herüber und nahmen ihre Sinne gefangen.

Als der Vorhang zum zweiten Male gefallen war, blähte ihr Vater erstaunt auf ihre glühenden Wangen und in ihre feierglänzenden Augen.

„Kind,“ forschte er besorgt, „ist dir nicht wohl?“ Sie schief sich mit der Hand über die Schläfen. „Nein, ich habe Kopfschmerzen und fühle mich sehr angegriffen.“

Sie wehrte mit einer Handbewegung ab. „Es ist keine Lieblingsober, Vater. Ich werde allein fahren. Da unser Auto unten ist...“

„Ich werde es dir zurücksenden. Unterhalte dich...“ und sagte dich nicht um mich.“ Und während ihr der Vater ihr besorgt nachblöhte, ging sie mit müden Schritten die Treppe hinunter.

Das Auto kaufte durch die nächtlichen Straßen. Allmählich wurden die Häuser spärlicher und die Straßen menschenleer. Doch schlug das Fahrzeug eine mattschlechte Landstraße ein. Nach einer Zeit tauchte eine Parkmauer auf, an der der Wagen entlang fuhr. Lichtes blühten auf, und mit einem Ruck hielt der Wagen vor der Villa. Der Chauffeur sprang ab und läutete. Im nächsten Augenblick flammte die Gartenbeleuchtung auf, ein Diener erschien, um das erzene Tor zu öffnen, und das Auto fuhr an die Kampe.

Der Diener geleitete sie die Treppe hinauf bis an ihre Zimmer. „Es war Besuch da,“ sagte er leichthin.

„Wer war's?“ fragte sie gleichgültig.

„Herr Laroché.“

„Herr Laroché?“ wiederholte sie, und eine Blutwelle stieg ihr zum Herzen auf. „Herr Laroché?“ Sie wiederholte es ungläubig.

„Ja, Herr Laroché hat eine halbe Stunde hier auf den gnädigen Herrn und das gnädige Fräulein erwartet.“

„Es ist gut, Franz,“ sagte sie tonlos. „Gute Nacht.“

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein.“ Emilie Laroché war dagesen! Zimmer wieder tönten ihr die Worte des Dieners in den Ohren. Was in aller Welt konnte er gemollt haben? Vor zwei Stunden hatte sie ihn verlassen. Er wußte genau, daß sie und ihr Vater in der Oper waren. Und trotzdem hatte er dem Diener gesagt, er habe geglaubt, die Herrensohne zu Hause treffen. Kein Zweifel... das war eine bewußte Unwahrheit gewesen... Was steckte dahinter? Sie suchte nach allen möglichen Erklärungen für sein seltsames Verhalten.

Allmählich wurde ihr Anrupe unenttäglich. Sie schlug ein Tuch um den Kopf und ging in den Park hinunter.

Der kühlte Nachtwind strich um ihre Schläfen und tat ihr wohl. Wieder mußte sie an Emilie Laroché denken. Hier, auf diesen Wegen, war er einmal gesessenen. Vor kaum einer Stunde.

Das Herzklopfen wollte nicht weichen. Sie presste die Hände auf die Brust. Ohne recht zu wissen, was sie tat, ging sie langsam den Hauptweg hinunter und kam in den hinteren Teil des Gartens. Erschöpft lehnte sie sich an die Gittertür und harrete mit brennenden Augen in das Dunkel. Von drüben wuchteten dunkle, schwere Umrisse durch die Nacht. Das war die Front. Der riesige Komplex lag finster und drohend gegen den Horizont. Nur aus einem der Schornsteine flatterte ein gelbliches Rauchwölkchen zum Himmel empor. Dort unten, im Parkter, lagen die

Arbeitsräume ihres Vaters. Die glühende Fleißige Mann von früh bis in die sinkende Nacht an der neuen Sprengstoffmischung, die in den nächsten Tagen ihre Feuerprobe bestehen sollte. Die Armutserwartung sollte große Hoffnungen auf dieses neue Sprengmittel.

Wühlig flammte drüben ein Licht auf. Margarete fuhr empor und harrete auf die Erscheinung. Kein Zweifel: das Licht kam aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters. Sollte ihr Vater... Sie blähte auf die kleine Uhr in ihrem Armband. Drei Viertel vier. Kein. Er konnte es nicht sein. Aber — wenn es nicht ihr Vater war... wer mochte das sein, dort drüben in seinem Laboratorium? Wo seine wichtigsten Geheimnisse lagen! Und plötzlich schweiften ihre Gedanken hinüber in die Stadt, zu Emilie Laroché — und zu seinem rätselhaften Besuch in ihrer und ihres Vaters Abwesenheit. Unwillkürlich, beinahe willenlos eilte sie auf den Lichtschein zu. Das Fabriktor stand offen. Mit ein paar unbehörlichen Sätzen haßelte sie über den Fabrikhof. Dort war das erleuchtete Parterrefenster. Sie bildete hinein und fuhr erschrockt zurück. Am Pult ihres Vaters stand, über ausgebreiteten Papieren eifrig Notizen machend, Emilie Laroché. Vor brennendem Schmerz fiel sie mit dem Kopf vornüber gegen die Scheibe. Ein dumpfes Klirren entfiel. Der Schreiende blähte häßig auf, bröckelte die Hand nach dem Schalter aus, und im nächsten Augenblick lag das Bureau in nachtschwarzem Dunkel.

Margarete hörte das Schlagen von Türen, eilige Fußschritte entfernten sich, und bevor sie sich recht von ihrer Verblüdung erholen konnte, sah sie eine menschliche Gestalt den Kiesweg entlang laufen, der auf die Landstraße führte.

Ein Spion! Emilie Laroché, ihr Geliebter, ein Spion! Jetzt ahnte sie, warum er in ihrer Abwesenheit dagesen war. Er hatte eine Gelegenheit erhaschen wollen, sich des Fabriksekreßes zu bemächtigen! Er war nur zu erfolgreich gewesen!... Halb bewußtlos rante sie nach Hause und schloß auf ihr Zimmer, wo sie sich angestellend aufs Bett warf.

Aber sie konnte, sie wollte auch nicht schlafen. Die höchsten Gedanken rasteten durch ihr Herz. Sie fühlte sich tief bedrückt, gedemütigt, auf schmerzliche Beleidigt, durch diesen Mann, der ihre Person und ihre Liebe nur als Werkzeug für seine Spionenspiele mißbrauchte, fächerlich nur um Geld dafür zu erhalten. Seine Liebesbestimmungen waren also nur Lüge und Betrug; denn würde er sie wirklich lieben, hätte er nicht diesen schändlichen Verrat an ihrem Vater begehen können.

In ihrem Herzen wurde es plötzlich toll, in ihrem Kopf ward es klar. Nein, er sollte, er durfte nicht daga kommen, das Geheimnis des Vaters, das Produkt langjähriger, sorgenvoller Arbeit für das Vaterland, dem Feinde verraten. Und plötzlich schob ihr auch ein Plan durch den Kopf. Sie mußte jetzt, was sie zu tun hatte... Sie stand auf, ging zu ihrem Schreibtisch und schrieb: Liebstes!

Mein Vater beabsichtigt, mich weit fortzuschicken. Zum letzten Male möchte ich Dich sehen, bevor ich abreise. Bitte ich Dich um dieses: Komm auf die Ruine Brandend. Hoffe schon deinen Auftragsgebern ausgeliefert!... Er tat einen hastigen Griff in die Brusttasche, holte ein Notizbuch heraus und schleuderte es mit einer verzweifelten Bewegung auf die Erde. „Hier ist das Geheimnis“, sagte er leiser. „Und ich bitte dich... um Gottes willen!“... Einen Augenblick sah sie ihn kalt an, dann legte sie mit harter Stimme: „Komm!“ Sie schritt voran, die Stufen hinunter, er folgte ihr auf dem Fuße. Unten angelangt, entriegelte sie die Tür und schloß eilends einen Flad ein, der zum Fluß hinabschloß. Neugierig, mit schlotternden Gliedern folgte er ihr, dicht an ihre Herzen gedreht.

Dann rante er in atemlosem, wahnwitzigem Lauf bis zum Ufer. Wühlig ertönte hinter ihnen ein furchtbarer Donner. Dort, wo die bunten Feuerfäule zum Himmel stiegen und Erdhollen wurden nach allen Seiten schleudert und fielen fast vor ihren Füßen nieder. Der junge Franzose bebie an allen Gliedern; seine Hände hatten sich in einen Baum gefaßt.

Da stand Margarete wieder neben ihm und musterte den Fassungslöfen mit einem verächtlichen Lächeln. „Sie sind außer Gefahr, Herr Laroché“, sagte sie schneidend. „Beruhigen Sie sich.“

Er trat auf sie zu und versuchte, nach ihren Händen zu fassen. Hochaufgerichtet trat sie zurück. „Damit ist es vorbei, Herr Laroché. Und noch eines möchte ich Ihnen zum Abschied raten: Nehmen Sie den allernächsten Zug nach Paris, wenn Sie nicht wünschen, als Spion verhaftet zu werden. Ich glaube, die Polizei wartet bereits auf Sie... Gehen Sie!“

Und mit gefentem Kopf ging er langsam von dannen.

„Ist die Explosion aus.“

„Auf der Ruine Brandend stand Laroché neben Margarete und flüsterle bester Liebesworte. Mit einem sonderbaren Lächeln lauschte sie seinem Geschwätz, während ihre Blide sich träumerisch in die Ferne verlor. Als er eine Frage an sie richtete, bemerkte er auf einmal, daß sie ihn gar nicht verstanden hatte.

„Du bist heute so fellsam“, begann er zögernd. „Nur beinewegen bin ich heute überhaupt noch in der Stadt“, fuhr er im Tone des leichten Vorwurfs fort. „Eigentlich wollte ich heute mit dem Mittagzuge abreisen!“

Sie erwaachte wie aus einem Traum und sagte: „Ja, weiß. Nach Paris!“

„Du weißt?“ wiederholte er bestürzt.

„Nun ja“, sagte sie, anscheinend leichthin. „Denn was wäre näherliegend als dies! Wahrscheinlich wollest du deinen Auftragsgebern die Briefschaften auszuhandigen, die du im Bureau meines Vaters auspioriert hast!“

Er taumelte zurück, als hätte sie ihm einen Schlag verjagt. „Du weißt!“... flammte er.

„Daß du ein Spion bist? Ja, Emilie...“

„Ich habe dich gesehen, als du gestern abend ins Bureau meines Vaters eingebrochen warst.“

„Und wogu hast du mich hierherbestellt?“ forschte er argwöhnisch.

„Das wirst du gleich sehen...“

Sieh, dort drüben, in der Richtung nach Westen, dort liegt das Haus meines Vaters. Dort lag in dieser Minute eine Verammlung, der mein Vater einen Vortrag hält über seinen neuen Sprengstoff „Mionit“. Du kennst ihn ja, Emilie... Du hast dich so sehr für diesen Sprengstoff interessiert... nun, du wirst Gelegenheit haben, seine Wirkung in einigen Minuten kennen zu lernen!“

„Was bedeutet das?“ fragte er erötend.

„Das heißt, Emilie, daß hier auf dem Grund und Boden, auf dem wir stehen, Monitpatronen gelegt sind, die durch eine elektrische Leitung mit dem Arbeitszimmer meines Vaters verbunden sind. Punkt halb eins wird mein Vater in seinem Laboratorium auf den Knopf drücken, und in dem gleichen Augenblick fliegen wir beide in die Luft!“

„Bist du irrsinnig?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Wie konntest Du?“

„Nein. Ich bin ganz normal und ganz ruhig...“

„Ich habe dich geliebt, Emilie...“

„Und du hast mich beioagen. Uns alle. Ich schäme mich, ihnen unter die Augen zu treten...“

„Ich fühle mich mitleidig...“

„Mitleidig mit einem Spion...“

„Dahum will ich sterben. Und du...“

„Du sollst mit mir sterben.“

„Er zog nervös die Uhr. Sie zeigte auf halb eins.“

„Sich dir keine Mühe“, wehrte sie ab, als er Miene machte, über die Brüstung zu springen. „Die Patronen sind hier überall verteilt. In einer Sekunde wird eine einzige ungeheure Explosion sein.“

„Er heulte auf wie ein Tier. In Todesangst verzerrte sich sein Gesicht. Scham trat ihm über die Lippen.“

„Du, du...“ flüchelte er.

„Mir blieb keine Wahl. Du hast das Geheimnis gestohlen...“

„hinterlistig, erbärmlich, feige gestohlen. Hoffe schon deinen Auftragsgebern ausgeliefert!“

„Er tat einen hastigen Griff in die Brusttasche, holte ein Notizbuch heraus und schleuderte es mit einer verzweifelten Bewegung auf die Erde.“

„Hier ist das Geheimnis“, sagte er leiser. „Und ich bitte dich... um Gottes willen!“

„Einen Augenblick sah sie ihn kalt an, dann legte sie mit harter Stimme: „Komm!“ Sie schritt voran, die Stufen hinunter, er folgte ihr auf dem Fuße. Unten angelangt, entriegelte sie die Tür und schloß eilends einen Flad ein, der zum Fluß hinabschloß. Neugierig, mit schlotternden Gliedern folgte er ihr, dicht an ihre Herzen gedreht.“

„Dann rante er in atemlosem, wahnwitzigem Lauf bis zum Ufer. Wühlig ertönte hinter ihnen ein furchtbarer Donner. Dort, wo die bunten Feuerfäule zum Himmel stiegen und Erdhollen wurden nach allen Seiten schleudert und fielen fast vor ihren Füßen nieder. Der junge Franzose bebie an allen Gliedern; seine Hände hatten sich in einen Baum gefaßt.“

„Da stand Margarete wieder neben ihm und musterte den Fassungslöfen mit einem verächtlichen Lächeln. „Sie sind außer Gefahr, Herr Laroché“, sagte sie schneidend. „Beruhigen Sie sich.“

„Er trat auf sie zu und versuchte, nach ihren Händen zu fassen. Hochaufgerichtet trat sie zurück. „Damit ist es vorbei, Herr Laroché. Und noch eines möchte ich Ihnen zum Abschied raten: Nehmen Sie den allernächsten Zug nach Paris, wenn Sie nicht wünschen, als Spion verhaftet zu werden. Ich glaube, die Polizei wartet bereits auf Sie... Gehen Sie!“

„Und mit gefentem Kopf ging er langsam von dannen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die ersten deutschen Arbeiter waren die Ritter von Krusberg und von Spillenberg, die 1831 aus einer „Basa“ schossen.